

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: "Aus Indiens Psalter und Harfe"
Autor: Sternberg-Berg, W.v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Aus Indiens Psalter und Harfe“

Freie Nachdichtungen nach Rabindranath Tagore*)
von W. v. Sternberg-Berg, Döbely.

Gefänge an Gott.

I.

Da ich als Kind zu Dir im Spiel mich wandte,
Da fragst' ich nimmer, wer Du seist;
Genug, daß furchtlos ich für Dich entbrannte,
Da Du dem Ungefüg verzeihst.

Gleich einem Freund, mit mir die Luft zu teilen,
Hast Du des Morgens mich geweckt;
Du lehrtest mich auf Felsenpfaden eilen,
Wo Waldeshallen uns gedeckt.

Da sangst Du mir die allerschönsten Lieder,
Ich fragte nie: Was lehrt Dein Sang?
Mir sprang das Herz, vor Freuden immer wieder
Versucht ich mich in gleichem Klang. —

Vorbei die sorgenlosen Jugendtage
Des frohen Spiels voll kindlichem Vertraun.
Die Welt erbebt vor Dir in stummer Frage,
Und Sterne zittern, wenn sie Dich erschauen.

II.

Endlos, sagtest Du, wäre mein Sein.
Mich schwaches Gefäß, das oft schon zergangen,
Schufest Du neu und fülltest hinein
Neues Leben und neues Verlangen.

Wie einer Flöte zerbrechlichen Schacht
Trugest Du mich über Berge und Seen,
Wecktest in mir des Gesanges Kraft,
Liebest mich Harmonien verstehen.

So in der göttlich allmächtigen Hand
Haben vor mir sich die Grenzen geweitet,
Unausprechliches ward mir bekannt
Und durch mein Herz in das Leben geleitet.

Groß sind die Gaben, doch schwach und Klein
Sind wir, die solches von Dir empfangen.
Du füllst den Raum und ergießst Dich darein,
Und immer bleibt Raum, um mehr zu erlangen.

*) Unsere Leser werden sich mit uns freuen über die feinen, hier zum ersten Mal veröffentlichten freien Nachdichtungen der seit mehreren Jahren in der Schweiz lebenden Verfasserin, die ihren Adaptationen den englischen Prosatext des „Gitanjali“ von Tagore, dem indischen Weisen und Dichter, zugrunde legte. Mit dem freundlichen Einverständnis des nun in England lebenden Dichters Tagore sowie seiner Verleger Macmillan & Co., London, und Kurt Wolff, München, bieten wir unsern Lesern eine Auswahl dieser edlen Nachdichtungen.

III.

O gönne mir des Raftens stilles Glück
 Zu Deinen Füßen, einen Augenblick;
 Des Tages Werk ist bald hernach getan.
 Dir ferne fällt dem Herzen alles schwer,
 Und Arbeit wird zum uferlosen Meer.
 Es zog der Sommer heute leis heran:
 Ich hör ein Summen an dem Fenster mein,
 Die Bienen huldigen dem Sonnenschein,
 Die Blumen harren ihrer vollen Pracht.
 Nun ist es Zeit, zu schaun Dein Angesicht!
 Das Leben lacht, und alles wird Gedicht,
 Da Du es überströmend reich gemacht.

IV.

„Es muß mein Kahn hinaus auf dunkle Wogen ...
 Weh mir! Am Ufer all mein Glück verslogen ...
 Der Frühling schwand mit seinen Blütengaben,
 Mein Schiffelein ward mit welkem Laub beladen.
 Die Wellen regen sich; kein Halt, kein Licht ...
 Die Kette bricht!“

„Was blickst du ins Leere voller Beben?
 Die Luft durchzieht es wie ein Flügelschweben;
 Das ferne Lied vom Jenseits will erschallen
 Und flutend leis zu dir herüberwallen.
 Vernimm es, was das ferne Lied verspricht ...
 Hörst du es nicht?“

V.

Wenn ich zu meinem Kindlein geh,
 Ihm Spielzeug bietend bunt geschmückt,
 Dann weiß ich's wie der Farbenglanz
 Die Menschenseele hell entzündet.
 Dann weiß ich auch, daß in dem Gold
 Der purpurreichen Abendglut,
 Wie in dem tausendfachen Schmelz
 Der Blumen, Gottes Liebe ruht. —
 Das weiß ich, wenn ich bunten Tand
 Selegt in meines Kindleins Hand.

Wenn ich dir singe, Liebling mein,
 Und du dich regst in Tanz und Lust,
 Dann weiß ich es, wie Harmonien
 Berauschen jede Menschenbrust. —
 Dann saß ich recht, warum der Hain

Herzinnig, majestätisch rauscht,
 Und wie die Menschenseele gern
 Dem Stimmenschwall der Wogen lauscht.
 Wenn ich dir singe, Liebling mein,
 Dann weiß ich es — nur dann allein.

Wenn Süßes liebend ich gelegt
 Ins Händchen, das sich sehnend streckt,
 Dann weiß ich's, wie der Honigseim
 Im reichen Blütenkelch versteckt,
 Wie jede Frucht, die süß gereift,
 Beglückend auf die Erde fällt —
 Ich weiß es, wenn die kleine Hand
 Die süße Spende gierig hält —
 Daß jede Gabe, groß und klein,
 Von Gott geschenkt, von Gott allein. —

Und küsse ich dein Angesicht,
 Bis du gelächelt, Liebling mein,
 Dann seh ich auch, wie Freude strömt
 Durch Morgenlicht im Sonnenschein.
 Dann weiß ich es, wie Morgenluft
 Die matten Glieder neu belebt,
 Wie überströmend, voller Dank
 Die Seele wortlos sich erhebt. —
 Dann spüre ich des Gebers Näh',
 Wenn ich mein Kindlein lächeln seh. —

VI.

Es war mir unbewußt, als ich die Schwelle
 Des Lebens hier zum Dasein überschritt —
 Wie eine Kinospe, die vor Tageshelle
 Im Wald das Rätsel dieser Welt betritt.

Als ich jedoch zum Tageslicht erwachte,
 Der „Unerforschliche“ sich mir gesellt,
 Da ward mir heimisch, ehe ich es dachte,
 Durch Ihn im Mutterarm, der meine Welt.

So wird im Tode auch das Unbekannte
 Vertraulich mich in seine Arme ziehn;
 Wie ich mich gern zu dieser Welt bekannte,
 So will ich gerne auch von hinnen fliehn.

Kurz weint das Kind, wenn es die Liebe bettet
 Von einer an die andre Mutterbrust —
 Der Tod, der uns ins Angenante rettet,
 Er wird mir lieb sein wie des Lebens Lust.

VII.

Wenn Du nicht sprichst, will ich mein Herz
 Mit Deinem Schweigen füllen, —
 Wenn Du nicht sprichst, will ich mein Weh
 In diese Stille hüllen. —
 Ich harre. Wie die Nacht ihr Haupt,
 Umkränzt von stummen Sternen,
 Verschwiegen und geduldig neigt,
 So will ich schweigen lernen.
 Denn sicher kommt der Tag heran:
 Die Stimme Dein wird tönen,
 In breiten Strömen, wie das Licht,
 Die junge Erde krönen.
 Dann nimmt sich Schwingen jedes Wort
 Aus Vögleins Melodien . . .
 Es wird Dein Wort durch meinen Hain
 Als Frühlingsodem ziehen.

VIII.

In Gottes Anbetung zerfließe all mein Sein,
 Und alle Sinne mögen Ihn verehren.
 „Dich, Gott, in Deiner Schöpfung rings zu schaun,
 Das wollest Du in dieser Welt mich lehren.
 Beug meinen Sinn. — Wie schwer vor Regenschauern
 Der Wolken Last sich tief zur Erde neigt,
 So will ich mich anbetend niederbeugen
 Vor Deiner Schwelle. — Meine Harfe schweigt,
 All die Gesänge, die ich Dir gesungen,
 Laß einen sich zu breiten Stromes Schwall,
 Hinauszufluten in das große Schweigen,
 Denn alles, alles muß vor Dir sich neigen . . .
 Es strebet sehnsuchtsbang der Vögel Schar
 Zu Felsenestern, wenn die Zeit gekommen,
 Mein ganzes Sehnen, welches Heimweh war,
 Spürt im Gebet ewiger Heimat Wonnen.
 Das Höchste wird dem Sehrenden zu eigen . . .
 Im Staube, Herr, will ich vor Dir mich neigen!“

IX.

Es steigt Dein Sonnenstrahl herab zur Erde
 Und steht mit ausgebreitet lichten Armen
 Den langen Tag vor meiner Hütte Tür.
 Dann bringt er abends Dir von meiner Schwelle
 Die Wolken, die gemacht aus meinen Tränen,
 Aus Seufzern, Liedern, und aus meinem Sehnen!

Du hüllst die Brust, die hellgestirnte, gerne
 In dieses Tränenmantels reiche Falten,
 Die schleierhaft und voller Schmelz zugleich
 In Deiner Hand sich schmiegen, neugestalten,
 Dich rings umfließen, farbenzart umwünden,
 Wie Perlenschimmer kommen und entschwinden.
 Der Mantel, welcher nebelleicht und flüchtig,
 Doch düster auch, da er so reich an Tränen,
 Er mildert Deinen schreckensvollen Glanz,
 Du Fleckenloser, o du ewig Reiner!
 Nun können wir den Blick zu Dir erheben —
 Wenn Du im Licht vom Tränentau umgeben,
 Wird Dein Erbarmen milde uns umschweben.

X.

Es ist Dein Bote, Herr, an meiner Tür,
 Der Todesbote ist herangetreten;
 Er hat die unbekannte See gekreuzt,
 Um Deine Botschaft in mein Haus zu tragen,
 Die Nacht ist dunkel und mein Herz gar furchtsam,
 Und doch will ich, die Lampe in der Hand,
 Dem Boten öffnen, ihm Willkommen bieten,
 Mich beugen ihm mit demutsvollem Gruß.
 Es ist Dein Bote, Herr, an meiner Tür,
 Ich muß ihn ehren: meines Herzens Schatz
 Mit bittern Tränen ihm zu Füßen legen;
 Dann wird er gehen, wie sein Auftrag heißt. —
 Doch meinen Morgen decken dunkle Schatten,
 Im öden Heim bleibt mein verlassnes Selbst,
 Um sich als letzte Gabe Dir zu geben.

Das Relativitätsprinzip in der Kunst.

Von Hans Goerges, Düsseldorf.

(Schluß).

Maskenhafte Verzerrungen finden wir vor allem bei der indischen Kunst. In Indien vermischten sich die hochbegabten Arier mit den tieffstehenden Ureinwohnern. Die Rassenbildung ist die Reaktion der vergewaltigten Natur, der Ekel, den die Folgen dieser Vermischung bei der edleren Rasse hervorriefen.

Wir müssen daher scharf zwischen dem Weltbild der Arier, die eine hochentwickelte Mathematik ausbildeten, und den Verzerrungen der dunkeln Rassen unterscheiden. Es kann keinen größern Gegensatz geben als jenen, den die Religion und

die Philosophie der Sanskritgelehrten zum Götzendienste des niedern Volkes bietet. Hier das erhabene, zeit- und raumlose All-Eine, dort die vielgliedrige Frage Schiva und seine noch scheußlichere Gemahlin Durga **).

Wenn wir das indische Weltbild vor dem griechischen betrachten, so geschieht es deshalb, weil in Indien die Wurzel einer zweiten Entwicklungsreihe liegt. Die alten indischen Kunstdenkmäler zeigen einen völlig andern Charakter als

*) Wie herrlich sah eine frühere Zeit dieses Götterpaar in dem Doppelgipfel des Gaurisankar!